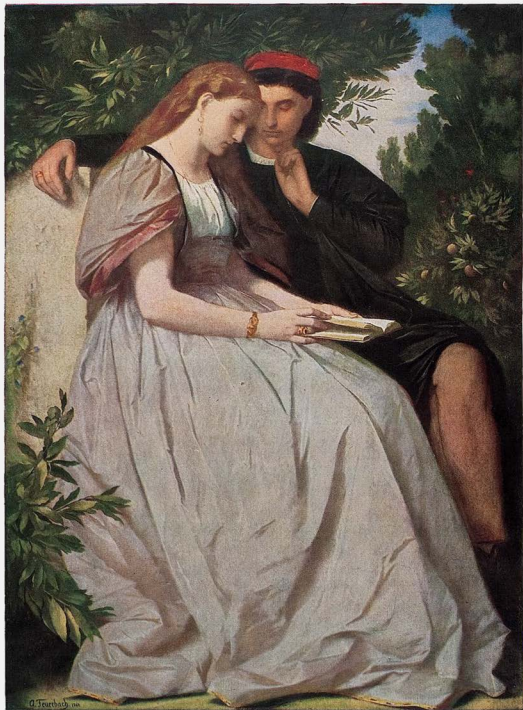


JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 20



Francesca da Rimini

Anselm Feuerbach

Gang in den Frühling

VON MAX F. BEVERN

Schon lächeln die ersten Blüten des Frühlings!
Aber, wenn verfall'nes Gemüer sich grügend umsäumt,
So flüchelt der Lenz erlösend auf lockender Geige,
Bis seine dunklen, purpurnen Töne alles zum Blühen erweckt
Bläue des Himmels wird tiefer, und goldner der Tag,
Und Abend legt seine sinkende Stirne in wärmendes Rot,
Frostige Dinge entwandern wie schauernde Winde,
Die das Vergilbte der Zeit in heimliche Meere verweh'n,
Heil'rer wird der beklommene Fluß, der gränzlich die Ufer
beschwatzte,
Und froher der dürstige Ager, daß selbst den trüblichen
Kirchhof ein tröstliches Leuchten verschönt, wie Sterne die Nacht.
Weiß betet ein Baum, Sanft rötet die Amsel. Ein Hirte
Sinul, mit gefalteten Händen, vom Wunder des Werdens berührt,
Glocken entführen, wie Träume, die Herzen zu seligen Höhen,
Und der Schauende sieht schon die Früchte des Jahres in heiliger
Hut;
Ihm hellt sich, wie rosige Frühe des Morgens, die Seele,
Und Blitze der Ahnung entschleiern die Tiefen göttlichen Seins

EINE LAUNE DER MARCHESA

VON PETER SCHER



Die Marchesa Roccabuone hatte es diesen Morgen gründlich satt, sich das Frühstück ans Bett bringen zu lassen. Sie verließ schon in aller Frühe den Palazzo in der vornehmen Via Corsica. In einiger Entfernung nahm sie ein Taxi und ließ sich geradezu wegs nach der Via San Lorenzo fahren, wo es bestimmt nicht vornehm zugeht. Sie bezahlte den Chauffeur, der vor der schönen Erscheinung wie Eis an der Sonne schmolz, und bog nun mutig in Straßen ein, die sich keines besonderen Rufes erfreuen.

Alles interessierte sie. Einer zerklümpften Gestalt, die auf einer Treppe schlief, zauberte sie ein Fünflirestück in die Tasche, einen Straßenbändler kaufte sie Schmuckbänder ab, und als sie eine Gruppe lebhaft debattierender armer Leute sah, blieb sie stehen und hörte aufmerksam zu. Ihre Teilnahme war so echt, daß sie unwillkürlich gestikuliert. Erst als die vornehme Gestalt Aufsehen zu erregen begann, ging sie rasch weiter. Eine dicke alte Frau in Lumpen rief ihr etwas Unschönes nach.

An der Piazza Sargana blieb die Marchesa vor der Anlange eines kleinen Damenfestivals stehen. Es schlug zehn Uhr. Die Marchesa fühlte sich frisch und heiter. Sie empfand große Lust, etwas zu unternehmen. Aus dem Lädchen hörte man fröhliches Mädchenschnatter. Die Dame entsam sich, gehört zu haben, daß dies die Gegend der beaufsehnten kleinen Straßmädchen sei. Wie — wenn auch die da dem Frauen der diese Art wären? Eine Neugier nahm die Marchesa gefangen.

Ob ich es wage, hineinzugehen?

Ist es nicht doch unmöglich?

Lächerlich — einer Marchesa ist nichts unmöglich. Ich will hineingehen — um jeden Preis!

Sie sah einpor. Auf dem Schild stand der Name Giovanni Battista Barbagelata.

Der Name amüsierte sie königlich.

Sie trat ein.

Ein Stübchen von zehn Fuß im Quadrat — mit Menschen und Dingen vollgestopft, ein Stimmengewirr und Gelächter, heftiger Parfümgeruch — die Marchesa reallte zurück.

Aber schon tief Eigner Barbagelata, der in eigener Person eines der Mädchen unter dem Kamin hatte, die gnädige Frau möge nur unbeforgt näher treten. Die Fräulein schwang geschickt einen Stuhl hinter einen Vorhang hervor, und die Marchesa sah, ehe sie noch recht wusste wie, zwischen den lustig plaudernden Mädchen.

Alles ging so einfach und selbstverständlich, daß die große Dame aus der Via Corsica sogleich empfiand, hier werde sie sich in der gewünschten Art entspannen können. Um für diese Abung Zeit zu gewinnen, verlangte sie Duverellen.

„Aber gewiß — mit dem größten Vergnügen, Signora“, sagte der Meister, „nur einen kleinen Moment Geduld“.

Die Marchesa hätte keine Italienerin sein müssen, wenn sie nicht gewußt hätte, daß der kleine Moment einen ganzen Vormittag bedeuten würde. Aber das war ihr gerade recht. Sie setzte sich bequem hin und begann, das Mäli zu studieren.

Die Mädchen, deren fröhliches Geschnatter sie angeleckt hatte, betrachteten nach italienischem Brauch die Signora genau so eingehend, wie diese ihr absahnte. Das Resultat fiel zur beiderseitigen Zufriedenheit aus.

Es sind kleine Mädchen von der Straße! dachte die Marchesa entzückt.

Sie ist eine Dame! dachten die kleinen Mädchen geschmeichelt.

Die Konversation ging unterdessen weiter.

Die blonde Signorina Palmira (mit dem im ganzen Besitz bekannten Benannten la Bianda) erzählte von ihrem Freund Raccia, der nach wie vor nett zu ihr sei und ihr erst kürzlich ein Abendkleid geschenkt habe, mit dem sie in Paggi direkt einen Sensationserfolg hatte. Na, er habe es ja auch dazu. Er sei verliebt, wie je — denken Sie, meine Dame — nach fünfjähriger Freundschaft!“ wandte sie sich stolz an die Marchesa.

Die Marchesa beneuerte gebührend Vaccinas Irene und wollte der Hoffnung Ausdruck geben, daß es weiter so gut gehen möge. Aber Signorina Palmira schüttelte ablehnend den Kopf. „Fünf Jahre sind schon lange zu viel!“ Sie wollte sich bald verändern. Was die Signora zu Paris meine — oder zu Berlin? Ob man dort Aussicht habe, gut zu verdienen?

Die Marchesa wunderte sich im stillen, daß sie statt einer Dahnachtsamwandlung nichts als Vergnügen empfand. Indessen war es nicht ganz leicht, die Frage erschöpfend zu beantworten. Glücklicherweise war der Meister inzwischen mit seiner Dame fertig geworden. Die Marchesa mußte sich an deren Stelle setzen und wurde in Arbeit genommen. So war sie etwas geduldet und konnte sich mehr aus dem Hinterhalt an der Debatte beteiligen.

Es war herrlich, die Zeit verging wie nichts.

Die Mädchen zwischerten drauflos. Inzwischen hinein tauschelten sie and tauschten ihre Ansichten über die Qualität der Dame aus. Alles sah und hörte die Marchesa. Es war ganz reizend.

Als der Meister eine Zeitlang gearbeitet hatte, seufzte er und verhehlte nicht, daß er Appetit habe. Die Dämchen klatschten in die Hände. Signorina Carmela (unter dem Namen Desibelli-Schönwaige bei den englischen Cercoffieren rühmlichst bekannt) schlug vor, Farinata zu essen und einen Schluck Rotwein dazu zu trinken.

„Brava! Farinata!“ schrie Signorina Pina (La Ricciata — Die Gefräußte) elektrifiziert. Die Freizeugattin stand schon bereit, die Farinata zu holen. Die drei Mädchen legten zusammen und gaben der Frau das Geld. Die Marchesa, deren Haar inzwischen gewickelt worden war, hob demontifizierend beide Hände. Dann müsse sie den Wein dazu geben dürfen.

Es wurde ihr gern gestattet.

Wein und Farinata kamen. Das Manufakturischen wurde abgeräumt.

„Alla salute!“ sagte der Meister. Alle bisßen von der Farinata ab und tranken einen Schluck. Die Marchesa erweckte mit ihrem nach allen Seiten gesträubten Haar den Eindruck eines liebenswerten Gorgonenhauptes.

Als sie fertig waren, sagte die Dame, deren Laune nun nichts mehr zu wünschen übrig ließ, sie habe Appetit auf ein wenig Schinken. Die Mädchen fanden die Idee hinreichend und erlaubten gern die Bestellung. Der Meister strahlte über das ganze Gesicht.

Der Schinken kam und wurde verzehrt.

Er sei etwas salsig gewesen; man habe Durst bekommen, warf der Meister ein — nichts sei besser gegen Durst als eine Wassermelone.

Alle klatschten in die Hände. Die Freizeugattin schloß hinaus und kehrte mit einer tüchtigen Melone zurück. Wie üblich, wurde ein Dersel herangeschoben, um zu sehen, ob sie ganz frisch sei. Sie war frisch. Die Melone wurde zerföhren. Jeder erhielt gewissenhaft seinen Teil.

Die Mädchen küßerten. Endlich beachte eine, wie sich das gehört, den alten gemessenen Wiß ausj Lapet. Die Melone gewährt dreierlei Genuss: Man isst davon, man trinkt gern davon und wäscht sich zu gleich das Gesicht damit.

Ungehore Heiterkeit.

Die Marchesa hatte den uralten Wiß nie gehört. So vornehm war die Marchesa.

Wie sie im besten Melonenessen waren, klingelte das Telefon. Der Meister ging hin. Eine Dame wünschte, gleich freier zu werden. „Es ist Linda“, sagte der Meister, zu den Mädchen gewendet. Sie wollten sich ausschütten vor Heiterkeit. Linda wollte den Meister wegholen — jetzt, wo sie Melone isst! Zum Teilachen. Sie kannten Linda. Linda war ihre Kollegin.

„Ummöglich!“ trompetete der Meister ins Telefon. „Bin ungeheure beschäftigt!“ Sie wählten sich vor Vergnügen.

Es wurde zwölfs, es wurde eins — die Marchesa hatte nun den Trodenhelm auf den Kopf. Ihr Wohlbefinden kamte keine Grenzen.

Die kleinen Mädchen streichelten ihre Arme und bewunderten hochstäblich alles an ihr. Die Handtasche der Marchesa war aufgezogen. Ein Brief lag am Boden. Palmira stürzte sich wie ein Habicht auf den Brief. Ihre Augen waren wie verklärt, als sie die Adresse sah: Marchesa Roccabuone. Palmira startete entgeistert auf das Papier. Carmela und Pina starren mit. Der Meister verreckte sich den Hals.

Es war still wie in der Kirche.

Alles dies ereignete sich hinter dem Rücken der Marchesa, die sich nicht erklären konnte, was vorging.

Pöblich sagte Carmela, genannt Desibelli: „Cia Marchesa!“

„Cia“ ist gemesslich und bedeutet Signora. Daß sie es so im Dialekt sagte, war eine große Färllichkeit und eine Huldigung des Volkes.

Der Meister rollte vor Begeisterung die Augen wie ein Negre.

Die Mädchen schnatzen durcheinander: „Wir haben es gleich gewußt — sie ist eine ganz große Dame! Nur ganz große Damen können so liebenswürdig sein!“

Die Marchesa, die nun endlich begriff, stand auf und küßte die drei Mädchen der Reihe nach auf die schon bemalten Backen.

Und war restlos glücklich.



Orig. Scherenschnitt

Julie Hahn



St. Georg

Marées

Sankt Görg

Sankt Görg, das ist der Ritter wert
mit Schild und Kürass, Dolch und Schwert ...
damit flieht er dem Drachen,
der allerweg sich tückisch rühret
und nichts als Gift im Maule führet,
gar trefflich in den Nachen.

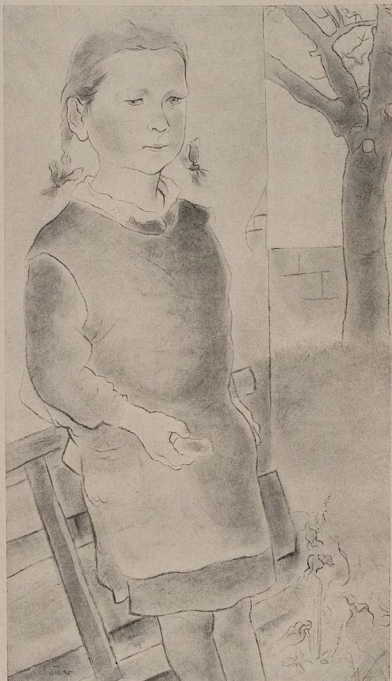
Das ist der Ritter Wahrheitstern,
Der fürchte nit Drachen, Wolf und Leu,
zücht ohne Fehl das Eisen,
Sein Stroh ist fest, sein Hieb ist gut,
damit wird er der Drachenbeut
bald seine Kraft beweisen.

(Auf einem alten Vestibild in der
Kirche zu Rattenberg)



Alte Mühle in Saarburg

Theo Blum



Kinderbildnis

Josef Sauer

ELSE RUTHEL:

Das Kind

*Ich hab' dich getragen, ich war wie ein schreitender Baum.
Ich hab' dich geboren, ich gab dich frei in den Raum.*

*Nun sind wir getrennt und sind doch inniger Eines,
denn wir sind gedoppelt, ein Großes zugleich und ein Kleines.*

*Wir sind die Schalen einer heiligen Waage.
Du bist die Antwort, ich war die fruchtlose Frage.*

*Wir sind der Reim, den Gottes Lippe spricht
in seinem fruchteschweren Weltgedicht.*

Sie konnten zusammen nicht kommen . . .

I.

Durch einen jener schicksalbestimmenden, unerforschlichen Zufälle blieben sie in dieser großen, gleichgültigen Gesellschaft für einen kurzen Augenblick allein. Junge und Artur.

Und wie aus heiterem Himmel nahm Artur plötzlich Junges Hand, küßte sie und flüsterete heiß: „Dann! Sie es wissen, Junge, ich liebe Sie! Und ich will, daß Sie meine Frau werden!“

Junge blieb einen Augenblick lang ganz stumm. Dann senkte sie langsam den Kopf zu ihm nieder, sah mit einem traurigen Blick über ihn hinweg und fragte besuchsam:

„Wie alt sind Sie, Artur?“

„Dreißundzwanzig.“

„Dreißundzwanzig . . . Artur! . . . Ich bin sechsundzwanzig . . . Sechsundzwanzig . . . Also um ein ganzes Jahrhundert älter als Sie. Nein, Artur! Ich könnte sie lieben, aber nicht heiraten. Es tut nicht gut, wenn die Frau um drei Jahre älter ist als der Mann. Sehen Sie es ein, liebster, liebster Artur?“

II.

Nach sieben Jahren führte sie dieser wunderbare Zufall wieder zusammen. Junge und Artur.

„Wie geht's Artur?“ fragte sie in wehmütiger Erinnerung jener seltsam bangen Stunde, da er ihr seine Liebe gestanden hatte. „Was macht die verehrte Frau Gemahlin? Die lieben Kinderchen?“

„Ich habe wieder eine verehrte Frau Gemahlin noch liebe Kinderchen. Ich bin unverheiratet geblieben, Junge.“

„Unverheiratet?“

„Ja. In Erinnerung an Sie! Und es gibt noch immer nur eine denkbare Frau für mich: Sie, Junge!“

Mit einem Seufzer fragte sie: „Wie alt sind Sie jetzt, Artur?“

„Dreißig.“

„Dreißig! . . . So alt wie ich! In zwanzig Jahren sind wir beide fünfzig. Nur daß ein Mann mit fünfzig noch immer ein junger Mann

ist, während eine Frau mit fünfzig . . . Nein, Artur! Schlagen wie uns das aus dem Kopfe! In Ehen zwischen Gleichaltrigen ist man nur sehr kurze Zeit glücklich. Und dann kommt eine endlos lange, bange Zeit . . .“

III.

Viele Jahre vergingen. Endlos viele. Der Zufall, der inzwischen auch älter und besäuerter geworden war, richtete es so ein, daß Artur einen Winterplatz neben Junge zu kaufen bekam.

Nach dem ersten Erschrecken des Wiedersehens saßen sie dann drei ewige Kupfpickate Ellbogen an Ellbogen und sprachen kaum ein Wort. Nachher bot er sie in ein Restaurant.

Artur war inzwischen grau geworden und Junge blind.

Es aßen ein Menü mit vielen Gängen und wenig Worten. Von Zeit zu Zeit suchten sich ihre heimlichste Blicke und keiner von beiden sagte was er dachte.

Endlich, nach dem Mosta, meinte er doch: „Wie schade, daß Sie sich damals an Unfehllichkeiten gehalten haben! Wie könnten jetzt ein sehr glückliches Paar sein.“

„Der sehr unglücklich“, erwiderte sie mit einem nachsichtig prüfenden Blick auf ihn.

„Ist uns denn das Schicksal gar so hold gewesen, Junge? Schlimmer als es ist hätte es doch nicht werden können. Ich bin ledig geblieben und Sie sind seit zwei Jahren geschieden.“

„Wer kann ein Leben voraussehen?“

„Aber rückwärts schauen kann man glücklicherweise. Junge! Noch immer ist es nicht zu spät! Ich habe auf Sie gewartet! Werden Sie jetzt meine Frau!“

„Wie alt sind Sie, Artur?“

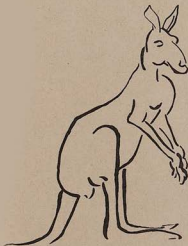
„Achtundvierzig.“

„Allmächtiger Gott! Achtundvierzig? Schon? Und ich bin achtunddreißig. Um ganze zehn Jahre jünger als Sie! Nein, Artur! Der Mann soll ja um etwas älter sein als die Frau. Aber doch nicht um ganze zehn Jahre! Es geht wirklich nicht, Artur!“

LIEBE JUGEND!

Tante Else, die allseits geliebte Kindergärtnerin eines Münchner Vorstadtkindergartens, wählte eines Tages in der Märchenzerzählstunde die Geschichte des Sündenfalles und erzählt ihren begierig aufhorchenden Kleinen, auf möglichst einfache, kindliche Weise diese biblische Begebenheit. Um nun zu erfahren, was die Kinder von der Geschichte verstanden und gemerkt hatten, läßt sich die liebe Tante von einem Kleinen, etwa fünfjährigen Mädchen, das sich hierfür gemeldet hat, die Erzählung wiederholen und dabei kommt folgendesutage:

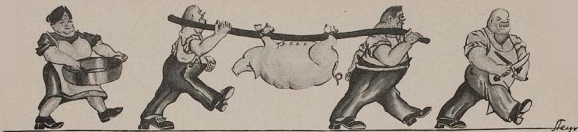
Es is amal a großer Garten gwen, a schöne mit viel Blüma und Baum und Viecha dein, den hat mas Paradies ghoasfen. Das is a Mann dreima rumganga und hat gwoant, weil er so aloans war. Des hat aber an lieben Gott derbarnt und er hat ehen a Frau gmacht, aus lauter Eiden, zerscht is ganz schwarz gwen, na is weiß woen und nacha hat sa sie a bisselet grühet und hat gsozt so: mit dera konst jetzt essen und mit dera konst erden, bloß von den großen Apfibaum da deent, da deetz koane Apfihema sonst wedds alle zwoa frant. Aber wia nacha der liebe Gott amal net dabooim gwen is, nacha sans do zu dem Apfibaum ganga und ham von den schönen, roten Apfi gessen und auf dem Baum is a große Schlanga drom gwen und die hat gsozt, essis nur zwo, essis nur zwo. Nacha is der liebe Gott mitim Sabi femma und hat alle zwoa nauhgant.



E. Erkens



Tiere



Gert Luyh:

Geißlinger's schlachten ein Schwein

Herrn und Frau Geißlingers Ehe ist kinderlos geblieben. Sie haben sich frühzeitig damit abgefunden und sprechen einander mit „Vater“ und „Mutter“ an. Ihr Mädchen, zu dem sechs Tagewerk Grund gehören, liegt in einem Weiler in Niederbayern, abwärts von der Heerstraße, zwischen weiligen Äckern, sauren Wiesen und schütterem Mischwald. Das einstöckige Haus ist bläulich getüncht, das verwitterte Balkengerüst tritt ganz heraus. An der Oberseite, wo das Winterholz in der Schwelche stirbt, ist eine Muttergottes in die Wand eingelassen. Die Mauerseite des Hauses enthält die Wohnräume, die Abendseite dient als Stall und Stadel. Die Lemme ist gleichzeitig Wagenfahrräder. Im Stalle steht eine rotweiß gefleckte Kuh, Esel mit Namen. Dazu kommen zwei Schafe und fünfzehn Hühner, der Hahn inbegriffen. Im Garten, der sich rechts anschließt, gedeihen zwei Tausend halbrodelte Birn- und Kirschbäume. Mit dem Laub der letzteren streckt Vater Geißlinger seinen selbstgebauten Tabak. Das Blumenbeet, zwischen roten Rüben und schwarzen Rettichen ausgeparrt, wuchert von Stiefmütterchen, Inzernergän und Lomatzen. Gegeistet werden diese Lomatzen nicht, sie gelten als Herzgewächse. Eine mannshohe Hecke vertritt die Fichten umgürtet das Anwesen, welches die Hausnummer 74 trägt.

Da der Ertrag des Hofes nicht ausreichend ist, arbeitet Vater Geißlinger zeitweise im Steinbruch. So kommt immer wieder ein wenig Bargeld ins Haus. Und eines Tages nimmt man den doppelten Wochenlohn her, um auf den Viehmarkt ein Ferkel zu kaufen. Es ist noch so klein, daß es bequem in einer FutterSchwinge nach Hause getragen wird.

Mutter Geißlinger schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen, so wenig ist dieses Tier. Sie macht eigens eine Kunde in der Nachbarschaft und erkundigt sich eingehend, wie so ein Ferkel am besten zu füttern sei. Sie hat noch keine Erfahrung darin, es ist ihre erste Sau.

Das „Farei“, wie es hierzulande genannt wird, findet auf einmal so viel Schlappert- und Magerenlich in seinem Leuge, daß ihm das Geuzen verghet. Es bekommt einen besigen Notlauf und ist nahe daran, zu verenden. Jeder, der das kranke Tier sieht und um seine Meinung befragt wird, zuckt mit dem Absjeln, um nicht zu sagen: hier ist nichts mehr zu wollen. Aber Mutter Geißlinger gibt nichts so schnell auf. Sie erneuert unermüdlich ihre Wästel und gibt geriebene Holzteble in den Teant, weil das „verreist“ und den Notlauf zum Stotzen bringt.

Und wirklich, sie hat eine glückliche Hand! Nachdem die Kräfte verüber ist, läuft das Farei wieder im Stalle herum, steckt den Rüssel in jedes Bodenloch und wühlt, schnauzt und knerxt, daß man es schon von draußen hört. Aber alles ist noch nicht überstanden. Eines Tages kommt der Mann, der dafür sorgt, daß es kein Ober wird, das Farei. In wenigen Minuten ist diese kleine Operation vorbei, jedoch das Tier braucht zwei volle Wochen, bis es wieder bei Laune und Appetit ist. Nun aber gedeiht es ausgiebig. Es überwintert bei Kleck, Kartoffeln und Rüben, und als es im März erstmals gezeugen wird, hat es fast siebzig Pfund. Jetzt darf es täglich heraus in den Hof, und wenn Mutter Geißlinger es anlockt und „gusch, gusch, gusch!“ ruft, dann läuft es hinter dem Heckbaum her wie vom Etick gezogen.

In diese Zeit fällt auch die Anbiederung mit Waschl, dem Kettenhund. Waschl's Rasse zu bestimmen, das würde selbst einem Tierarzt schwer fallen, aber der Hund erfüllt seinen Zweck, er ist wachsam und auf den Mann dressiert.

Als das Farei zum ersten Male an der Hundehütte vorbeischnüffelt, schießt Waschl wie ein leibhaftiger Catan heraus und beißt aufs gradewohl zu. Das Farei gibt einen hellen Quieks von sich, beutelt grimmig den Kopf und tüffelt dann, wie wenn gar nichts geschehen wäre, den Raffen auf. Waschl steht stot und steif da, und aus seinem Maule schwabbelt ein halbes Schweinsohr, glatt abgerissen. Der Hund besinnt sich, wie er dran ist, frisst happig den reichen Knerdel, schlupft in die Hütte und kommt nicht mehr heraus. Das Farei indesst gerät glücklich an Waschl's Futternapf und schlürft und schmatzt solange darin herum, bis er wie blankgebeutert aussieht.

Das wiederholt sich nun öfters. Das Farei, heraus aus dem Stall und an Waschl's Futternapf, das ist eins. Der Hund legt den blutgierigen Ton in sein Knerden, aber das Farei ist nicht zu verschäktern, es mampft und grunzt gütlich weiter.

Im ganz kurze Zeit hat sich Waschl daran gewöhnt. Er knurrt immer sanfter, und schließlich läßt er es ganz sein. Und eines Tages reißt das Farei seinen juckenden Nagen an Waschl, dem Kettenhund.

Auch bei Lisi, der Kuh, erobert es eine Nahrungsquelle. Mutter Geißlinger wundert sich, daß die Schede so wenig Milch gibt. Lisi hat erst vor dreizehn Wochen gefället! Jemand etwas scheint hier nicht im Orte zu sein. Da löst sich das Käsel in unerwarteter Weise: Mutter Geißlinger kommt außer der Zeit in den Stall und sieht zu ihrem Entsetzen, wie das Farei am Kuhenteer hängt und aus Leibeskräften am Taugen ist. Die Schede dreht große Augen dazu und hebt abwechselnd ein Hinterbein.

Zeiden darf das Farei nicht mehr frei im Stalle herumlaufen. Es bekommt einen Verschlag für sich. Als es jetzt wieder gezeugen wird, hat es bereits fünfviertel Zentner. Es verliert langsam an Beweglichkeit, denn der erste Speck setzt sich an. Die Ferkler indessen wird immer größer. Nichts ist mehr sicher. Die Nestkörbe der Hühner müssen höher gehängt werden, damit das Farei nicht über die Eier kommt. Die Krenseife am Brunnenstein, die Wagenbüchse unter der Hausbank, das Spektivfahelchen an der Mäusefalle, das alles wird aufgeschmiffelt und strotzt verschlungen. Eine reichliche halbe Stunde vor der Fütterungszeit beginnt das hungriqe Farei zu speckeln. Es trunpelt, bellert und quiekscht, als ob es am Espiese säte. Mutter Geißlinger füllt ihren größten Eimer bis obenhin, um das Tier satt zu kriegen. Dann aber liegt es mit runden Nagen im Stroh, ächzt und bläht Luft und ringelt dreimal den Schwanz.

Vater und Mutter Geißlinger sind direkt stolz auf ihr Farei. Es wird von Monat zu Monat fetter und massiger. Es läuft nicht mehr, sondern es watschelt, und bei jedem Schritte wippt der Kopf hinter der ziehenden Last des schwappenden Bauches.

Ein Viehhändler, der das Tier sieht und auf zwei Zentner und zwanzig schätzt, bietet den höchsten Marktpreis dafür. Aber Geißlingers geben es nicht her. Sie wollen es selber schlachten.

An einem Comtage geht Vater Geißlinger „prehen“. Er bringt ein Eätkchen Riefenbarz heim, schmilzt es, läßt es erkalten und quiekscht

es zu Staub. Damit soll das Farn vor dem Abbrühen eingerieben werden, dann schoben sich die Besen nochmal so leicht ab. Ferner drechelt er sich zum Aufhängen des Tieres ein Krummholtz zurecht, dessen eingelebte Enden für die Flechten der Hinterläufe bestimmt sind, damit das Ausfchlichten handlich vorstatten geht. Mutter Geißlinger deckt sich beiseiten mit Kimmel und Meiran ein und leibt einen Fleischwolf aus. Und endlich, zwei Tage vor Allerheiligen, ist es so weit. Das Farn soll nun geschlachtet werden. Vater Geißlinger, der aus einer Bauernfamilie stammt und den das Farn eines Schwines nichts Neues ist, beschließt, das Abstechen selbst zu besorgen, um Kosten zu sparen.

Der Fleischbeschauer in der Person des Gemeindevorstehers ist auf vormittags neun Uhr bestellt. Langsam beginnt das Brühwasser im großen Kessel zu kochen. Die Messer sind schwarz geschliffen und liegen bereit. Mutter Geißlinger, eine weiße Emaillehschüssel im Arm und einen Quirl in der Hand, steht zum Blutfangen bereit und bedauert ihr armes Tier. Vater Geißlinger treibt täuschend das Farn heraus und schämt ihm die Läufe zusammen. Dann breitet er eine Schaube Stroh über die Erde, tritt einen Scheit zurück und greift nach der Art. Er holt aus, zielt und will eben die stumpfe Seite zum Betäubungsschlag auf die Stirn saufen lassen, da wendet das Farn den Kopf und läuft neugierig empor. Der Schlag geht fehl und gleitet ohne Wucht auf dem Ohr ab. Das Farn beginnt müderisch zu quäken, bäumt sich auf, sprengt die Schlinge an seinen Füßen und rennt, gerade als Vater Geißlinger verdrießlich zum zweiten Schlag ausholen will, rasend davon, über den Hof, durch das offene Gatter-

tor, über Straße und Hasterstoppel zum nahen Walde, um im Unterholz zu verschwinden.

Als das Ehepaar atemlos diese Stelle erreicht, ist vom Farn nirgends eine Spur zu erblicken. Sie teilen sich, Vater Geißlinger nach dieser, Mutter Geißlinger nach jener Seite, und suchen, klatzen und locken den ganzen Wald ab. Vergebens. Das Farn ist nicht mehr aufzuföhren.

Nach zwei Stunden ist Mutter Geißlinger mit ihrem Kräftem am Ende und bindet nach Hause. Hier wartet schon lange der Fleischbeschauer. Er bekommt seinen Weg bezahlt und muß unverrichtete Dinge wieder abziehen. Ihr Mann habe heute dringend auf den Bezirkamt zu tun und das Schlachten verschoben, läßt Mutter Geißlinger, denn sie fürchtet ein allgemeines Gelächter, wenn der wahre Sachverhalt bekannt würde.

Sie setzt sich ans Fenster und späht beunruhigt nach ihrem Manne aus. Ihre Geduld wird auf eine harte Probe gestellt. Es wird elf Uhr, zwölf Uhr. Da endlich kommen zwei Männer den Waldweg heran. Sie gehen hintereinander und halten nach Art einer Waage in jeder Hand eine Stange. Dauer drüber, mit einem Saß zugedeckt, das Farn. Mutter Geißlinger verwundert sich, daß das Tier so ruhig liegen bleibt. Und sie eilt den Männern entgegen.

Vater Geißlinger weicht dem fragenden Blick seiner Frau aus. Aber der andere, ein Steinarbeiter, berichtet in drastischen Worten, daß sich die Sau im Steinbruch hinter dem Walde manost erstürzt habe, und Mutter Geißlinger soll es beliebe nicht traglich nehmen, sondern sich einfach einbilden, daß heute schon Eschlachstzeit sei! Nur auf die Blutwurst, darauf müsse sie diesmal verzichten!

Der Dachauer hintende Bote

<p>herausgegeben von Martinus Pfeffer aus dem Bayerland</p>	<p>Der hintende Bot bin ich genannt, durchsteltz das ganze teutsche Land mit meinem prügelhölzern Wein, jahrein-jahraus, jahraus-jahrein.</p>		<p>Die Wissgier ist mein Reizziel, ich bring der Newen Zeitung viel, damit die Welt, der Plagen satt - statt weinens auch zu lachen hat.</p>	<p>Verlegt bey Georg Hirth sel. Krben zu München in der herrngass</p>
---	--	---	---	--

Voranzeige!

Nachdem der „Reitende Postillon“ sein armes Köpflein schier zu Tode geritten hat und deshalb willens ist, fündelich die wohlverdienten Ruhe zu pflegen, hat sich der Herausgeber entschlossen, nunmehr wieder per pedes apostolorum auf Reisen zu gehen und zu diesem Behuf den „Dachauer hintenden Boten“ in seine wohlbedienten Dienste gestellt. Selbiger Bote — dessen Konterfei Meister Nüchel gar fäuberlich in Fassung und Form gebracht — wird künftighin die verechlichen Leser und Freunde der „Jugend“ seinem Wahlpruch getreu allerlei Kurzwel, Feilblades und Belehrendes zu vernemden sich erlauben, wobei alle die Gebiete, als da sind: Philosophie, Kosmographie, Literatur, Medizin, Nechswissenschaften und anderes Brauchtum, Summelestra, Novellistik und andere Neugkeiten, sympathetische Curten, Distorantentwesen und Zauberey, kurzum Kulturhistorika in jeglicher Gestalt, wie sich selbige in Herzen und Sinnen unseres Volkes spiegelt, eine getreuliche Darstellung finden werden. Was die edle Politika betrifft, von welcher in unseren Tagen gelegentlich die Rede ist, haben wir uns entschlossen, selbige Materie mit großem Respekt zu umgehen, sündemalen uns der

Herausgeber Martinus Pfefferius aus Dachauensis aus eigenster Kenntniss der Sachlage davon abgeraten hat. Sollte uns dieser Absicht zum Trotz gelegentlich democh eine kleine Malice mit in den Text rutschen, bitten wir alle die hohen Herren Amtes, Reichs-, Gau- und andere Leiter gar herzlichst um Entschuldigung. Wir sind allesamt gute Leuteiche und als solche einen herzhaften Summe nicht abgenigt, welche Neigung wir auch von jenen erhoffen, die heute das Hausregiment führen. Denn, um mit dem Almeister Goethe zu reden: „Wer sich nicht selbst zum besten haben kann — der ist gewiß auch keiner von den besten...“ nehmen wir Instand, zu behaupten, daß unsere wohlaffektionierten Herren Politici einen biederren Oberrg mit Vergnügen hinzunehmen geneigt sind und verbleiben in diesem Sinne

mit deutschem Gruß

„Der Dachauer hintende Bote“.

Erscheint erstmalig in Nr. 22 der „Jugend“.

Spazien hören dich an

Der Spaz ist über den größten Teil der Erde verbreitet, doch weißt die größte Bevölkerungsdichte an Spazien der Münchener Hofgarten auf. Hier leben laut vorsichtiger Schätzung fünfundachtzig Spazien auf einem Quadratkilometer. Trotzdem wird man niemals die Leiche eines ausgesprochenen Spazien auffinden können. Vielleicht hebt er sich, wenn seine Zeit erfüllt ist, mit letzter Kraft seiner struppigen Schwingen in den Himmel auf, und wird dort von Gott, der alle Optimisten in sein Herz geschlossen hat, mit Freude empfangen. Denn Lebensbejahung ist die hervorsteckendste Eigenschaft des Spazien. Es wäre kaum denkbar, daß etwa zwölfschen zwei Martinigansen ein Gespräch wie das folgende gepflogen würde: „Serous Peeper! Haft ja guat zug'nomma seit'm Winter! Muachst vui Kuacha kampft hab'n vo die Tisch! Schäß! allawei auf fünf Gramm wos d' an'g'setzt haft an deiner Wampen. No ja, d' Sonna und der blaue Himmi, da denkst nacha gar nimmer an' Winter...“

„Freilli net, denn was vorbei is, dös is vorbei, und ob überhaupts wieder amoi a Winter kimmt — wer kann denn dös heut' scho sag'n? Kunnst sei', dos gar uomner mehr kimmt, nacha hättst di umasoni g'forgt. Mir war's gnu!“

„Na ja, aber d' Schwalberlin hab'n's halt doo besser g'habt! A Winterjaison auf Ägypten drunt' muach net ohne sei'...“

„Und i sag' halt, ma muach si auf wos freu'n könnn in Leb'n, sonst is 's ganze Leb'n nix wert. Allawei d' Sonna auf die Federn und jeden Tag a Pfund Reg'nwürmer — ja, auf was sollst di denn nacha no freu'n? I sag' wia's is: 's erschte Bröckel Schaumroll'n von an' Tisch weg g'stah'n is ma lieber als wia a Kilo Baumlauf.“

„Na, und wia is nacha mit die Hendln? Jeden Tag mit Gerstenhörnbl'n g'uatert werd'n, kunnst ma scho passen. Aber halst nacha scho rund beinananda bit, werst abg'stacha und ausg'fressen. Haft aa nix daoo.“

„Jamoi, und a Kanari sei und „rollen“ müassn dazua, wann's da a schiach's G'schpust eini sehen in dein' Käfig, wär' aa net nach mein' Gusto. Da suach i mir scho lieber selber oane aus, dös wo mir g'fallt. — Pass amoi auf, jeha sehen ma ins amoi an die Tisch hi und horcha zua, was d' Leut' reden!“

„Schönes Wetter heute, nicht wahr, Herr Doktor!“



„Ja, ganz richtig, heute! Doch darf uns diese vorübergehende und für den Augenblick erfreuliche Erscheinung nicht darüber hinwegtäuschen, daß die jeweiligen klimatischen Verhältnisse von der Stellung der Erdachse im Weltraum bedingt sind. Eine geringe Verlagerung dieser Achse, und Mitteleuropa fällt wieder in den Erstarrungszustand der Eiszeit zurück. In der Tat leben wir ja nur in der kurz befristeten Epoche einer Zwischeneiszeit, und ich gehe wohl mit der Annahme nicht irre, daß der im Unterbewußtsein des Menschen latent wirkende Pessimismus seine tiefe und nicht ganz unbegründete Ursache in der durch Generationen vererbten Eiszeitangst hat. Daß der primitive Mitteleuropäer nicht so stark wie der gebildete von den Einflüssen dieser Eiszeitangst bedrängt wird, ja, daß er mitunter sogar zu einem leichten Optimismus und einer gemäßigten Lebensbejahung neigt, liegt eben an der Unkenntnis der Materie. So könnte man denn sagen: Der Pessimismus, in seiner tiefen Begründung durch die Eiszeitangst, bildet einen fast untrüglichen Gradmesser der Bildung.“

„Gel, Frau Wengereber, a schön's Wetter hab'n ma heut!“

„Ja, heut' scho, aber i sag' halt, a schön's Wetter is' immer 's beste Zeichen dafür, daß' wieder schlecht werd. Denn immer hann's net schön bleib'n, also muach wieder schlecht werd'n. Und bal's schlecht werd, kriagst an' Katarrh, und der Katarrh legt si auf d' Lung', und auf oamoi bist ei'gsargt und woacht net wia. Na, lassen S' mi aus mit'm schönen Wetter, dös is gefährlich!“

„Ganz richtig, schau'n S' nur amoi d' Frau Mooser ol' Roa Wolken an Himmi, da sag't, i woach net, mi sich's da! No, nacha hat's no fünf Jahr g'lebt, und aus is g'wen. Mit zworabachtz'g Jahr' so g'schwind sterb'n müassn, dös is sei arg!“

„Und der Voa von der Frau Wiesinger hat si an rustigen Nagel in' Daumen eingestossen.“

„Und's kloane Madl wo die Viehmaier hat a hartnäckige Verstopfung.“

„Ja, ja, ma hischaugt nix als wia Unglück in der Welt!“

„Ach Heinrich — oh du —!“

„Ach Dora — oh du —!“

„Sieh doch einmal, wie blau heute der Himmel ist!“

„So — so — das habe ich noch gar nicht bemerkt.“

„Ich auch nicht, ich meinte doch auch nur so —“

„Ach Dora — oh du —!“

„Ach Heinrich — oh du —“

„Sigt, Peeper, dene zwoa is' zwar 's Wetter aa wurscht, aber besser als wia die andern g'fall'n ma halt doo no immer. Schad', daß der Mensch net allawei so bleib, wia's der Herrgott vorgehabt hat mit eahm!“

A. B i s e c k.



THEATER

Die Aufgabe

Zu Carl Zukmanier, dem erfolgreichen Bühnenautor, kam eines Tages ein junger Mann und bat den Dichter um eine Unterredung; er hätte ihm eine Idee für ein Stück mitzuteilen.

„Dann erzählen Sie mal!“, munterte Zukmanier den Jüngling auf. „Also im ersten Akt treten zwei alte Landstreicher auf, die sich ihr Leben erzählen. Im zweiten Akt treten die Frauen von den beiden Landstreichern auf und erzählen sich auch ihr Leben. Wie finden Sie das bis jetzt, Herr Zukmanier?“ — Der Dichter zuckt etwas verlegen mit den Schultern: „Ja... und was weiter?“ — „Wieso weiter...?“ Das übrige sollen Sie machen — Sie sind doch der Dichter, nicht ich!“

Der Dichter als Regisseur

Der Tiroler Bauerndichter Karl Schönbert war nicht nur ein leidenschaftlicher Kämpfer für die Bühne, sondern er setzte seinen besondern Ehrgeiz ein, seine Stücke selbst zu inszenieren. Als er nun bei der Einstudierung seiner Kindertragödie einen jungen Schauspielers seine

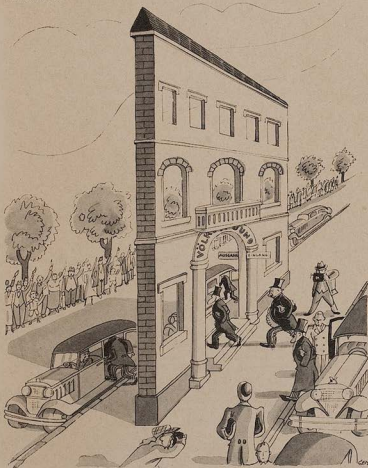
Anweisungen gibt, mischt sich plötzlich der Schauspielers Willi Eballer ein und sagt: „Herr Schönbert, das dürfen Sie nicht machen, denn was verzeihen, Das ist ein Anfänger, der macht's glatt nach.“

Der Fehler

Nachdem der Vortrag über den letzten Akt des Stückes sich gesenkt und nur wenige Hände sich zum Beifall gerührt hatten, trat der Autor, ein junger unbekannter Dramatiker, in die Loge der „Prominenten“ und wandte sich an den Dichter Frank Wedekind mit der Frage: „Und wie hat Ihnen mein Stück gefallen?“ Wedekind besah sich aufmerksam den jungen Dichtling, legte die Etienne in ernste Falten und meinte: „Ihre Stück, junger Mann, ist nicht schlecht. Es hat nur einen Fehler.“ — „Würden Sie mir den verraten?“ erkundigt sich begierig der Autor. „Gerne, junger Mann. Der Held Ihrer Tragödie nimmt zum Schluss Gift; ich würde es bedeutend wirkungsvoller, wenn er sich erstickend würde!“ — „Ja — warum denn das?“ erwidert erstaunt der Neuling. — „Von dem Knall des Schusses“, antwortet Wedekind in belehrendem Ton, „würde das Publikum wieder aufwachen!“ —

Vorschlag für einen preiswerten und vertagungsfähigen Völkerbundspalast

Josef Gals



Erziehung

Lohmeier ist drei Jahre verheiratet. Da liegen die Honigmonde schon eine ziemliche Zeit zurück und es geschieht jetzt nur zu oft, daß die beiden Ehegatten in ein wildes Wortgefecht geraten, das Herr Lohmeier meist nur als zweiten Sieger herabgehen läßt. In einer dieser häßlichen Szenen plagt ihn die Galle und er brüllt seine rechtsaberrische Ehehälfte an: „Ich war ein Esel, als ich dich heiratete...!“ Frau Lohmeier aber behält kaltes Blut: „... und bist du jetzt nicht noch ein größerer Esel...?“ Lohmeier nun erst recht erregt: „Gott sei Dank — nein!“ — Frau Lohmeier lächelt spöttisch: „Dann bedanke dich wenigstens bei mir, daß ich deine Entwürdigung so günstig beeinflusst habe...!“

Aus der Fahrstube

„Fräulein Müller, was machen Sie, wenn Sie einen Berg hinunterfahren und die Bremsen versagen plötzlich?“

„Ich springe aus dem Wagen und lege einen Stein vors Rad!“

Unterschied

Früht Müller seinen Freund Meier: „Soja; ist deine Frau wirklich gefährlich krank?“ Meier: „Krank ist sie schon, aber gefährlich erst, wenn sie wieder gesund ist!“

Verbessert

Vater kommt nach Hause. Hans-Jörg springt zu ihm und verkündet frohlockend: „Heute habe ich Nutti veräppelt!“ „Was sagst du da?“ „Heute habe ich Nutti veräppelt.“ „Aber so etwas sagt man doch nicht von Nutti...“ „Nach einigen Nachdenken: „Heute habe ich Nutti veräppelt.“

Urlaubsreise

„Was, dein Mann ist schon von der Reise zurück? Ich dachte er komme erst in einem Monat!“

„Ja, die Untersuchungsgehalt wurde ihm miteingerechnet!“

Bildung

In einer größeren Gesellschaft im Hause der Frau Pollak, einer durch Inflationen gewinnende hochgeformten Bankiersgattin, wird über das endliche Zustandekommen einer Verlobung gesprochen, der sich die Eltern der Braut lange widerzögert hatten. Nachdem die verschiedenen Meinungen über die Einstellung der Brauteltern abgehört worden waren, äußerte sich die Gastgeberin, Frau Pollak, katastrophisch: „Ich weiß net, warum die Eltern sich so lang gesträubt haben. Er ist doch ein ganz netter Mensch und sie ist am Ende auch nicht die Venus, die warten kann, bis der Milo kommt, um sich um ihre Hand zu bewerben...!“

Instinkt

Sie: „Denke dir, John, als ich heute vormittag fort war, hat die Kasse in der Speisekammer alles aufgefressen; nur den Kuchen nicht, den ich selbst gebacken habe.“

Er: „Ja, der Instinkt der Tiere ist bewundernswert.“

Leerer Titel

Der kleine Willy: „Gag, Papa, was ist ein leerer Titel?“

Vater: „Zum Beispiel, wenn deine Mutter mich vor Häuten den Herrn des Hauses nennt.“

PHOTO-FERNBERATUNG

Unser Foto-Fernberater Gerhard Isert, Mädeburg-S., Halberstädter Straße 117a, gibt jedem Leser der „Jugend“ gegen Erstattung der Postspesen kostenfrei Auskunft in allen photographischen Fragen. Hier einige Fragen von allgemeinem Interesse:

J. K. in H. Die sogenannte Softwirkung wird nicht einfach erreicht, daß man das Bild unscharf einstellt bzw. vergrößert. Solche Bilder wirken im Gegenteil stets unwecker. Um Bilder mit künstlerischer Weichheit zu erzielen, vergrößere Sie am besten Ihre scharfen Aufnahmen mit Bezugsgitter (Drem) oder einem Spezialweicheiterobjektiv. Sie können allerdings auch mit einem solchen Objektiv direkte Aufnahmen herstellen. Doch ist der Weg über die Vergrößerung vorzuziehen, weil dann immer neben der Softmöglichkeit ein scharfes Negativ zur Verfügung steht.

G. W. in L. Wenn Sie Ihre Aufnahmen einer Zeitschrift zur Veröffentlichung vorlegen wollen, so brauchen Sie keineswegs das Negativ einzuschicken. Erforderlich ist vielmehr eine kräftig gehaltene Kopie oder Vergrößerung in nicht zu kleinem Format (etwa 9x12) auf glänzend-weißem Papier. Achten Sie besonders darauf, daß der Bildton möglichst blauschwarz ist und die Kopie keinesfalls zu weich ausfällt.

R. Z. in Ge. Um gebrauchten Entwickler möglichst lange aufzubewahren, ohne daß er an Arbeitskraft einbüßt, heben Sie ihn in einer braunen, mit Gummi verkorkten Flasche auf. Damit nun die über dem Entwickler befindliche Luft keine Gaseinwirkung hat, auf ihn einzuwirken, füllen Sie die Flasche stets so weit mit Glasglocke auf, daß der Entwickler immer die ganze Flasche füllt. Das ist sicher die beste Arbeitweise.

K. B. in Ztg. Der Gelbschleier auf Ihren sonst sehr hübschen Bildern ist darauf zurückzuführen, daß Sie entweder unsauberen Entwickler verwenden oder das Fixierbad zu alt war. Ich rate Ihnen, stets nach dem Entwickeln sofort ein Zerst. Essigsäure einzuschütten, das mit Sicherheit Gelbschleier vermeidet. Sie baden darin etwa 10–20 Sekunden.

Eine fotografische Schrift, die Ihnen sicher sehr viel sagen wird:

RICHTIGES ENTWICKELN VON GERHARD ISERT

erscheint in wenigen Tagen. Sie finden dort in klarer Darstellung alles, was Sie zur Negativentwicklung brauchen. Wenn Sie das Buch gelesen haben, werden Sie sicher keine Entwicklungsfehler mehr machen. Doch die Hauptsache: Der Preis? Bei bester Ausstattung äußerst niedrig: RM. 1.— Vorbestellungen beim Buch- und Musikalien- oder beim G. Hirth Verlag AG., München 2 NO, Herrstr. 18.

Urteil

Kürzlich besuchte ich Dresden und veräunzte auch nicht, mir die „Ertzinnische Madonna“ anzuschauen, die ich bisher nur von mehr oder weniger schlechten Reproduktionen her kannte. In dem Kabinett saßen auf den Bänken einige Fischhauer mit andächtigen Gesichtern und unterhielten sich im feierlichen Flüsterton. Pöblich kommt in erregtem Schritt eine kleine korpolente Dame herein und prüft los: „Nu siehste, Emil — da is se, wie leibst und lebt...!“ Dieses impulsive Urteil war an einen nicht minder korpolenten Herrn gerichtet, der ihr auf den Fuß folgte und jetzt in unverfälschtem Berliner Dialekt blüßigbrell seinen Eindruck herausprüfete: „Ja — da is se... ehah so, wie uff de Photographien...!“

Autarkie

Frau Cophie versucht mit vorfichtigen Worten ihrem Gatten die letzte Schneiderrichtung mundgerecht zu machen: „Aber Uebeling, ich kann dich wirklich nicht verstehen, warum du dich bei der kleinsten Cady, die ich mir machen lasse, so aufregst. Sogar die Bäume kriegen jedes Jahr ein neues Kleid...“

Der Gatte lächelt nachsichtig: „Da hast du sogar auffallend recht, mein Engel, aber du verachst das Wichtigste — sie machen sich selber!“

Aus einer Geschichtsstunde in Sexta

Der Lehrer wiederholt. Vor einigen Monaten hätte er von Heinrich I. erzählt, von der Eroberung des alten Brandenburg (früher Brennabor) gesprochen. Jetzt fragt er nun: „Na, wer weiß denn noch die Stadt, die Heinrich eroberte?“ Ein Jünger hebt sich hasthaft... „Merced!“

Durchschau

Mutter: „Wallo, hör' doch endlich auf, den Vater so viel zu fragen! Du siehst doch, daß er schon ärgerlich wird.“

Willy: „Aber, Mutti, doch nicht über meine Fragen!“

Mutter: „Worüber denn sonst?“

Willy: „Über die Antworten, die er nicht geben kann.“

Stilblüte

„Womni wurde Napoleon III. für seine Hilfsleistung von Italien belohnt?“

„Mit dem Abtritt von Nizza.“

Die Kugel

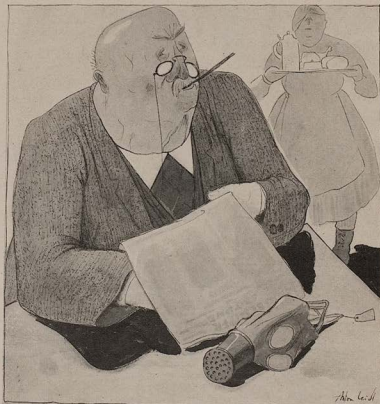
„Bei diesen wüsten Zeiten bleibt einem nichts mehr übrig als die Kugel!“

„Nanu, Sie werden sich doch nicht erschließen wollen?!“

„Ach wo! Ich gehe jetzt jeden Abend kugeln!“

Der sensationslüsterne Spießer!

Anton Leidl



„So, beim Luftschutzbund san ma, a Gasmasken hamm ma — wann jet:1 net bald was passiert, nacha wer' i grant!“



„Ein Elend mit meiner Frau, fortwährend spricht sie von ihrem verstorbenen Mann.“

„Das ist noch gar nichts — die meine spricht die ganze Zeit nur von ihrem zukünftigen Mann.“

Schnelle Diagnose

Der bekannte Münchner Arzt, Professor Dr. C., der durch seinen biederen Charakter und seine bayerische Mundart sich auszeichnete, wurde eines Tages zu der Gattin eines bekannten Kunsthistorikers gerufen, die als sehr förmlich und arrogant im Wesen galt. Wie es die Gewohnheit des leutseligen Arztes war, trat er bei der Dame mit einer kräftig geschnittenen Begrüßung: „Grüßa Cahna Good, Madame — wo sehts nacha bei Cahna“, in das Boudoir. Die Ehegattin des Kunsthistorikers durch diese gemächliche Anrede in ihrer gesellschaftlichen Stellung gekränkt, stellte den Arzt zur Rede: „Heer Doktor, ich bin gewöhnt, mit „gnädige Frau“ angeredet zu werden!“ Der Arzt ob des brüskten Tones erstaunt, fasste sich rasch: „Madame — tuat ma recht hergl! leid, aba von d e t a Krankheit kann ich Sie net kurier'n... da müass'n schon zum Pphater. Grüßa Good, Madame“ und verschwand.

Theater in Wien

In Wien ist vor einiger Zeit die Lustbarkeitsabgabe abgeschafft worden, die bislang jeden Theaterbesuch nicht unbeträchtlich verteuerte.

Neulich nun erschien an der Kasse des Zoulofsbühentheaters ein Herr und überreichte der Kassierin einen weißen Zettel, auf den der Direktor vorher ein paar Worte gekritzelt hatte.

„Nichts zu bezahlen!“ sagte das Kassierfräulein und legte zwei Freikarten hin, erste Reihe Dreyster, ganz in der Mäute.

Der Herr steckte die zwei Karten in die Westentasche, dann fragte er, einigermaßen verwundert: „Hm — und für die aufgehobene Lustbarkeitsabgabe bekomme ich gar nichts vergütet?“

Die geglückte Operation

Im 18. Jahrhundert lebte in London ein gewisser Dr. Hill, von dem nichts als die Nachwelt kam als ein lustiger Strich, den er der Königlich Englischen Akademie für Chirurgie spielte. Eben diese gelehrte Gesellschaft hatte trotz mehrfacher Ansuchen seine Aufnahme als Mitglied abgelehnt und so hatte er sich folgende Nahe erjemen:

Er schickte eines Tages dem Sekretär der Gesellschaft unter dem Namen eines ausländischen Arztes einen Bericht über eine von ihm wohlbrachte glänzende Kur:

„Ein Matrose“, so schrieb er, der sich ein Bein gebrochen hatte, bot vor kurzem um meine Hilfe. Ich beachte man einfaß die beiden Enden des Bruches mit Hilfe eines Strickes aneinander. Darauf bestrich ich sie gründlich mit Teer, den ich an der Sonne trocknen ließ, und alsobald konnte der Matrose das Bein wie früher gebrauchen!“

Nun gelangte dieser Brief gerade zu einer Zeit an die Akademie, als der berühmteste Beckler, Witar von Cloon, sein Buch „Über die Heilwirkungen des Teers“ herausgegeben hatte, durch welches Buch die englische Ärztenwelt in großen Ansehung versetzt worden war. Die Zuschrift, in der der glänzende Erfolg der Teerkur von einem ausländischen Arzt bestätigt wurde, kam in der nächsten öffentlichen Sitzung zur Verlesung und entzesselte sofort eine erregte Debatte. Die einen sahen damit die Heilkraft des Teeres bestätigt, die anderen bezweifelten, daß es sich wirklich um einen Bruch gehandelt habe. Kurz, man beschloß, den geübten Einsender schriftlich um nähere Einzelheiten des Falles zu ersuchen.

In der nächsten Sitzung der Akademie war bereits das Antwortschreiben Dr. Hill's eingelangt. Es enthielt den denkwürdigen Passus: „Ich kann nur wiederholen, daß der betreffende Matrose sich wirklich das Bein gebrochen hatte. Auch wurde das Bein wirklich mit Hilfe des Teeres binnen einer Stunde wieder gebrauchsfähig. Nur vergaß ich hinzuzufügen, daß jener Matrose ein Holzbein hatte...“

Eine amateurphotographische Schrift,
die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

**RICHTIGES
ENTWICKELN**

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer
modernen Reihe „DIE KLEINE
PHOTOBÜCHEREI!“

Interessenten sind das große
Heer der Amateurphotographen

Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN
HERRNSTRASSE 10

Wiener Scheerenschnittchen

Meister Dedlmiede sitzt, der Zufall hat ihn dorthin verschlagen, in einem bekannten Wiener Theaterkaffeehaus.

Meister Dedlmiede muskelt das hütere Völkchen, als ein Herr eintritt, sich würdevoll umhüllt und von den Anwesenden respektvoll begrüßt wird.

Der Ober stürzt auf den Herrn zu, ist ihm beim Ablegen behilflich, der Zuträger nimmt den Hut, der Piffolo die Handschuhe des Herrn in Empfang, der Geschäftsführer geleitet den Gast zu einem referierten Tisch und der Kaffeebieder rückt beschleunigend die Cessel zurecht, während die Anwesenden in unbedächtigem Schweigen versinken.

„Hallo“, wendet sich Meister Dedlmiede an den vorbeisitzenden Ober, „wie sein der Gentleman, was sein oben gekommen? Sein er viel leicht ein Kopf from the Republik?“

„Der Herr dort drüben?“ flüstert der Ober.

„Hes!“

„Oh —“ geht ein Schimmer der Verklärung über das Gesicht des Obers, „das ist der Theaterdirektor X... Der hat am vorigen Ersten wieder die vollen Wagen zahlt und jetzt sieht er unter Denkmalschutz!“
H. K. B.

Bürgermeisterwahl

Der Gemeindevorstand kann keinen Entschluss fassen, weil der Bachinger, auf dessen Stimme es ankommt, seinen Schädel aufseht.

„Und i,“ schreibt er, „i bin halt geod für'n Eimmetzer Ferd!“

„Aber Bachinger,“ sagt der Rathsherr, „der Eimmetzer is jo a Dodel! Schau, der Oberleitnbauer hot an Anhang —“

„Und i will net!“ haut der Bachinger auf den Tisch. „Wann caner Bürgermeister werd, dann is der Eimmetzer!“

„So hör mi do an, Bachinger, loß a vaminftig's Wödel red'n mit dir... Sei do net ge a so kapriziert... Der Oberleitnbauer is a g'scheiter Mann —“

„G'scheit bin, g'scheit her —“ beharrt der Bachinger auf seinem Standpunkt, „mie komm des net impank'n und i woß woos i red...“

Der Eimmetzer Ferd hot sei Häusel glei neben an Bürgermeister-Kant — do brauchst net ercht a Grund auf'n Berg anstufsteben, wann d' was willst wo zohnt!

Non plus ultra

Macon



„Den Bazil den elendigen trag i dir net nach — aber für den Intellektuellen hau i dir oane runter — — —“

Braymann
Din

E PLINN ANZEIGE

„Durr
Jüngling“

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdrucker mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend“, München, Herrnstraße 10.

Neurasthenie

Nervenschwäche
Nervenzerrüttung
verh. mit Schwä-
chen & best. Kräfte.
Wie ist dieselbe v.
kräft. Standpunkte
zu ohne wertlose
Geweissheit zu be-
handeln u. zu hel-
fen? Wertvoller, n.
neuest. Erfahrungen
bearbeitet. Rätgeber
für jedermann, ob
jung oder alt, ob
noch gesund oder
schon erkrankt. Geg.
Einsende v. M. 1.50
in Briefmarken zu
bezahlen

Verlag Silvana 66,
Herrisau (Schweiz).

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohn-
räume behaglich. Wo das Geld für
Erwerbung von Originalen fehlt,
hat der Bilderliebhaber Ersatz an
den Vierfarb-Kunstbildern der
„Jugend“, die zu den erstaunlich
billigen Preisen von 50 Pfg., 75 Pfg.
und 1.- Mk. je nach Größe durch
den Kunsthandel und den unter-
zeichneten Verlag zu beziehen sind.
Der reich bebilderte Katalog (Preis
RM. 2.70) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
liefert
A DRESSEN
schreibt
WURFSENDUNGEN
erleidigt

FÜR SIE

ADOLF SCHUSTERMANN

Fernr. P. 7, Jannowitzstr. 51/52, 1011

DRUCKSCHRIFTEN GUTTEN VIER ANZUFORDERN!



Zur Aufertigung jeder Art Drucksachen

empfehl ich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstr. 10



GRATIS
Prälaten Sr. B. von
den Gemälde-Industrie
„Modus“, Berlin EW 68,
Alte Jacobstr. Nr. 8.

Lesen den
Sportfischer
die vortrefflich aus-
gestattete Fachzei-
tschrift.
Halbjahrespreis 3 D.M.

GRATIS
Lied sendet über hie-
rige u. seltene Artikel
MARTIN
Gummiregen-Vertrag
Frankfurt a. M.
Postfach 203 J. 1.

Fidus-Bilder

In Postkartenformat,
Wiedergaben der
besten Werke dieses
Berliner Meisters,
sind zum Preise von
90 Pfg. für die Serie
von 12 Stück her-
ausgegeben.
Der großen Ver-
ehrergemeinde von
Fidus wird diese
Veröffentlichung
willkommen sein.
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstraße 10

Wer kauft schwerlich Arbeit!

In 5 Tagen,
Nicht-raucher
Erfolge verleiht
Auskunft kostenlos.
100000 Banknoten
Schiller, Laboratorium
Hansa, Friedrichshagen
518 B. Berlin,
Aure-Allee 43

Fischereisport-Verlag
Dr. Hans Schindler
München NW 2
Karlsstraße 44



**FRAUEN-
HYGIENE**
III Prop. 4 B durch
SOZIAL-HYGIENE,
LEIPZIG C 1

Ein ergötztliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über
1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von
Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarb-
drucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch
den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

LEST DIE „JUGEND“

Inserate in der **KUNSTPOSTKARTEN**
„JUGEND“
finden
weiteste
Verbreitung!

Ein Buch fürs Leben
ist: **KREMPELHUBER**

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesun-
den Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis
zur Gegenwart, 400 Seiten in Ganzleinen gebunden
mit RM. 2.85 zusätzlich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in
den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Bei etwaigen Bestellungen bitten wir auf die Münchner „Jugend“ Bezug zu nehmen,

1934 / JUGEND Nr. 28

DAS URTEIL

Eines Tages wohnte G. B. Chaw in London einer Uaufführung bei. In seiner Loge saß auch der noch ziemlich unbekannt Autor des Stückes. Alle sich das Schauspiel dem Ende des zweiten Aktes näherte, konnte der junge Schriftsteller seine Reagier nicht mehr zügeln und

Kurt Hilscher



„Für Sie, mein Fräulein, könnte ich bis an das Ende der Welt gehen — — —“
„Da wird's aber höchste Zeit, daß Sie sich auf den Weg machen.“

wandte sich an den stummen dahinstehenden Chaw mit der Frage, wie ihm das Stück eigentlich gefalle. Der irische Schiffsjeller wandte sich dem jungen Mann zu und sagte mit wüßiger teilnahmsloser Stimme: „Draußen muß ein fürchterliches Unwetter sein!“

Kaufmannsbarre der junge Autor den Sprecher an: „Aber wie konnten Sie denn darauf, Mr. Chaw?“ — „Weil hier kein Mensch rausgeht!“

EYSLER-JUBILÄUM

Man sprach über Edmund Eysler, den populären Wiener Sprechenkomponisten, dessen 60. Geburtstag in diesen Tagen gefeiert wurde.

Da sagte Professor Blamsköhl, der berühmte Gelehrte und Spezialist für Vortextartenforschung: „Aber meine Herrschaften, dieser Eysler heißt ja gar nicht Eysler, das ist ja bloß sein Pseudonym, der Mann heißt in Wirklichkeit Straubinger!“

Die Herren und Damen lächelten, ein paar junge Mädchen lachten sogar.

Da legte der Professor betruhend die Hand aufs Herz und sprach: „Also, mein Ehrenwert, ich hab' erst gefahren in der Zeitung gelesen: Edmund Eysler's Bruder Straubinger ertrug neuerdings einen tiefen mißlichen Erfolg. Na, und wenn sein Bruder Straubinger heißt, dann muß er selber logischerweise doch auch Straubinger heißen, nicht wahr?“

REDAKTIONELLE NOTIZ: KÜNSTLER DER „JUGEND“

Theo Blum, von dem wir bereits in der Saarnummer eine sehr beachtliche Arbeit gezeigt haben, muß als Landschaftsradiierer vor allem die Aufmerksamkeit derer erregen, die heute immer nach deutscher Kunst fahnden und dabei im rein Gegenständlichen hängen bleiben. Hier liegt ein Werk vor, das nicht nur beweist, daß Blum ein überlegener Techniker ist, sondern auch für die feinen Stimmungswerte einen ebenso unpathetischen als überzeugenden Ausdruck findet.

Josef Sauer-Nürnberg als Witzzeichner längst bekannt und bewundert, bewährt sich auch im ersten Vorwurf als ein Zeichner größten Formats. Seine immer persönliche Handschrift umreißt den Bildegegenstand mit erstaunlicher Sicherheit; schlicht und ehrlich in Inhalt und Auffassung, groß in der Durchföhrung, erzielt die Darstellung zuletzt ein so starkes Eigenleben, daß wir dem Künstler empfehlen möchten, uns in Zukunft mehr dieser ersten und würdigen Aufgaben zu lösen. A. W. R.

TUKAN-VERLAG, MÜNCHEN 19

DER AUSBLICK

JAHRBUCH NEUER DEUTSCHER DICHTUNG, PROSA

herausgegeben von
HANNS MARIA BRAUN UND RUDOLF SCHMITT-SULTZHAL

224 Seiten Großformat, kartoniert M. 2,60, 16 Leinen M. 4,80.
Mit a b e i t e r: Barth, Bartsch, Biermann, Bonville, Brandenburg, Braun, Bremner, Bühner, Dietrich, Fischer-Gravellus, Franke, Freund, Gortner, Heuschle, Kordt, Laatzschlager, Lynch, Petzet, Reindl, Renker, Schäferdick, Schmitt-Sultzthal, Sendelbach, Ude, Wehner, Weismann, Wernthaler, Wenzel.

Das schön ausgestattete Werk ist ein Führer durch die zeitgenössische deutsche Dichtung. Jeder Literaturfreund sollte es besitzen.

Die Sammlung ist im Zeichen eines Geistes zusammengestellt, der nicht nur einen Silberstreifen, sondern ein ganzes Morgenrot am deutschen Horizont erstrahlende.

Sie röhrt einen tiefen Einblick in die Vielfalt der Kräfte, die heute mit Eifer und gläubiger Hoffnung am geistigen Innenraum des neuen Deutschlands bauen. Diese Dichter sind gläubig, aber ihre tiefe Gläubigkeit hat nichts von jenem ungeselligen Optimismus an sich, der die Mobilmachung bereits für den Sieg nimmt. Diese Dichter wirken fast alle im Sinne des wachenden und männlichen Geistes, der weiß, daß man den Heilm nach der Schlacht fester binden muß.

Willi Pöschel in der „Magdeburgerischen Zeitung“

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160



Trotzköpfchens Zeitvertreib!

Erich Wilke

